

Hans-Arved Willberg

Die Freude des Glaubens

Zum Leitmotiv des 2. Sonntags nach Epiphania

Glaube ist Erwartung. Froh ist der Glaube, wenn ich Gutes erwarte. Gutes zu erwarten bezeichnet man gemeinhin als Optimismus oder Hoffnung. Das Wort „Hoffnung“ reicht noch tiefer als das Wort „Optimismus“, aber Hoffnung ohne Optimismus gibt es nicht, denn der Optimismus bringt die *Freude* in die Hoffnung. Der Optimismus sagt: Wenn ich weitergehe, wird es besser; die Geduld wird sich lohnen. Der Optimismus motiviert mich für die Gegenwart. Wenn die Hoffnung ohne Optimismus bleibt, ist etwas faul an ihr. Es kann sein, dass ich alle Motivation verloren habe und trotzdem von Hoffnung spreche. Das heißt dann aber, dass meine Hoffnung nicht mehr auf die gegenwärtige Situation bezogen ist. Das Spiel ist verloren - in dieser Hinsicht habe ich *keine* Hoffnung mehr. Das Blatt wird sich nicht mehr wenden. Aber vielleicht kann ich ja ich noch auf das nächste Spiel hoffen.

Daraus folgt, dass ich für den Rest des Spiels höchstens die Energie aufbringe, nicht noch unnötig leiden zu müssen. Ich habe aufgegeben. Ich kämpfe nicht mehr. Ich gehe nicht mehr weiter.

Hoffnung ist tiefer als Optimismus, weil der Optimismus an seine Grenze kommt, wenn alles danach aussieht, als sei das Spiel verloren. Ohne die Hoffnung verdünnt er sich dann zur Selbsttäuschung oder er schlägt in Pessimismus um.

Im Neuen Testament werden Hoffnung und Glaube ganz ähnlich definiert und in unmittelbare Beziehung zueinander gesetzt: Glaube ist „eine feste Zuversicht dessen, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht“, heißt es im Hebräerbrief,¹ und im Römerbrief sagt Paulus, dass eine Hoffnung, „die man sieht“, eigentlich gar keine Hoffnung ist, „denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht?“² In der Tat: Ich muss es nicht hoffen, wenn ich es *weiß*, und ich weiß es, wenn es unmittelbar greifbar ist: Die Erwartung ist in Erfüllung gegangen.

Wenn ich optimistisch bin, habe ich eine Vorstellung davon, wie sich meine Erwartung im Weitergehen erfüllen wird. Ich habe einen bestimmten Weg zu einem bestimmten Ziel vor Augen. Ich laufe zum Beispiel einen Halbmarathon und weiß: Es sind noch 5 Kilometer bis zum Ziel. Ich bin zuversichtlich, dass ich es schaffe und ich teile meine Kraft dementsprechend ein. Es wird sich lohnen. Aber die Hoffnung gibt auch dann nicht auf, wenn die optimistische Vorstellung verloren geht. Ich weiß überhaupt nicht mehr, wie es noch weitergehen soll, aber ich vertraue, dass es sich trotzdem *lohnt*, noch weiterzugehen. Ich befinde mich in dem dunklen Tunnel, von dem Psalm 23 spricht: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück“³. Es kann sein, dass sich noch kein Licht am Ende des Tunnels zeigt. *Trotzdem* gehe ich weiter. Mit Optimismus ohne Hoffnung verliere ich mich jetzt in unrealistischen Illusionen oder gebe auf. Beides kann sich auch mischen. Ich kann mich zum Beispiel in eine Traumwelt flüchten, *weil* ich aufgegeben habe.

In Psalm 23 wird die Hoffnung im dunklen Tunnel begründet: „Denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich“.⁴ Stecken und Stab sind Symbole des Guten Hirten. Der Gute Hirte ist da, auch wenn ich ihn nicht sehe, und selbst wenn ich nicht einmal den Weg sehe, achtet er darauf, dass ich auf dem Weg bleibe, und ermutigt mich zum Weitergehen. Ich erfahre seine ermutigende Gegenwart mit jedem neuen Schritt, den ich wage. Mein eigener Entschluss zu diesem Wagnis lässt sich nicht unterscheiden von der Ermutigung, die mir geschenkt wird. Trost empfangen und mutig handeln sind jetzt dasselbe.

Wie der Volksmund sagt, stirbt die Hoffnung zuletzt. Sie ist tiefer als der Optimismus, weil sie auch dann noch nicht aufhört, wenn die optimistische Vorstellung verschwunden und alles nur noch dunkel ist.

Im Moment des Weitergehens entsteht aber wieder eine neue optimistische Vorstellung. Eine neue optimistische Vorstellung ist eine neue Erwartung. Wir Menschen können nichts Abstraktes erwarten. Versuche, mir mit einer mathematischen Gleichung Mut zu machen, die ich nicht entschlüsseln kann, oder mit Buchstaben einer fremden Sprache, die ich nicht verstehe - es wird dir nicht gelingen. Ich muss mir etwas vorstellen können darunter. Unser Bewusstsein ist immer voll mit Bildern, und wenn es sich auf die Zukunft richtet, dann tauchen Bilder von der Zukunft auf, Vorstellungen also. Die zeitweise völlige Finsternis im dunklen Tunnel kommt nur durch den Schock der Enttäuschung zustande. Der Film meiner optimistischen Vorstellungen ist sozusagen gerissen. Eigentlich ist diese Dunkelheit ein dichter Nebel. Es scheint mir nur so, als seien alle Lichter ausgegangen, weil ich nichts mehr sehe, was mir als verheißungsvolle Vorstellung voranschwebt.

Auch wenn ich sitzen bleibe im finstern Tal, entstehen wieder neue Vorstellungen, aber sie können nicht mehr optimistisch sein. Ich lege mich darauf fest, hier und jetzt am definitiven Ende zu sein. In Wirklichkeit gebe ich damit auch die

¹ Hb 11,1.

² Rö 8,24.

³ Ps 23,4.

⁴ Ebd.

Hoffnung auf. Und weil ich nicht mehr weitergehe, werde ich auch tatsächlich nichts anderes mehr erleben als Dunkelheit und Stillstand. Selbst wenn der Nebel aufreißt, werde ich mich nicht neu ermutigen lassen, weil mich jetzt der Pessimismus beherrscht. Wenn ich dann immer noch von Hoffnung rede, ist etwas faul daran. Der Trost ist zur Vertröstung geworden. „Hier in diesem irdischen Leben ist ja ohnehin nichts Gutes zu erwarten“, sagt die Stimme der Vertröstung besonders gern. „Stirb darum so bald wie möglich.“ Diese Stimme kennen wir vor allem aus den Religionen. Die irdische Hoffnung wird in Gegensatz zur himmlischen Hoffnung gestellt. Als einziges Argument dafür, noch weiterzuleben, bleibt dann die Pflicht zur Geduld. Im Christentum wurde darum der Selbstmord völlig tabuisiert: Gott wird den Zeitpunkt deines Endes bestimmen, maße dir nicht an, dem vorzugreifen. Was du noch zu leiden hast im finstern Tal, ist dir eben auferlegt, selbst wenn du gar keinen Sinn darin sehen kannst.

Ewigkeitshoffnung ist Vertröstung statt Trost, wenn ich sitzenbleibe. Aber sie ist Trost, wenn ich immer noch weitergegangen bin und mich jetzt dem letzten Ende meiner Tunnelerfahrungen nähere. Dann kann der Nebel auch noch einmal sehr dicht werden, weil nun auch alles zum letzten Ende kommt, worauf ich im zurückliegenden Leben meine Hoffnung setzte. Daraus wird nichts mehr, ich muss für immer loslassen. Das kann sehr schmerzlich und beängstigend werden. Außerdem weiß ich, dass alle meine Jenseitsvorstellungen nur Projektionen von Diesseitsvorstellungen sein können. Der letzte Schritt aus der biologischen Existenz hinaus ist für jeden Menschen absolut neu, und immer mag das heißen, dass es auf der andern Seite absolut anders sein wird, als ich dachte. Aber bis zuletzt kommt alles darauf an, ob ich weitergehe oder sitzenbleibe. Tag für Tag und ganz zuletzt vielleicht Stunde für Stunde, Atemzug für Atemzug, heißt Weitergehen, etwas *Gutes* zu erwarten, das sich als *erfreuliche* Vorstellung zeigt. Wir können das auch vom Gesichtspunkt der Dankbarkeit aus betrachten: Die optimistische Erwartung des Weitergehens ist gelebte Dankbarkeit.

Das macht die *Freude* des Glaubens aus und das unterscheidet den Trost von der Vertröstung. Alles Tröstliche macht Freude. Wenn wir davon ausgehen wollen, dass der Glaube nach dem Neuen Testament ein Nichtzweifeln an dem ist, was man nicht sieht, dann müssen wir uns auch den Grund dafür bewusst machen. Ich kann nur mit Freude nicht zweifeln an dem, was ich nicht sehe, wenn ich eine glaubwürdige Stimme höre, die mich dazu ermutigt. Das ist bildlich gesprochen wie alles, was sich darüber sagen lässt, nur bildlich zugänglich ist. Mit anderen Worten: Der wahre Grund des Glaubens, der durch Trost entsteht, bleibt unsichtbar. Wenn die Mutter ihr Kind tröstet, ist das sehr gut sichtbar, aber der Trost wird nur dann zur Ermutigung, wenn sich das Kind auch trösten *lässt*. Der *Grund* des Weitergehens ist das Unsichtbare. Bei Kindern sagt man *Grundvertrauen* oder Urvertrauen dazu. Es ist ein existenzielles Vertrauen. Existenziell ist alles, was sich nicht mehr von anderen Ursachen herleiten lässt. Es ist immer irgendwie schon da, immer schon vorgegeben. Theologisch können wir da auch von der *Gnade* reden.

So ist es auch mit den Ermutigungserfahrungen in unseren eigenen finsternen Tälern: Wir können sie nicht von einer tieferen Ursache ableiten. Stimme, Stecken und Stab des Guten Hirten sind nur Symbole für die unmittelbare Gegenwart des unableitbar Tröstlichen. Ich kann es auch so sagen: Dass ich den je nächsten Schritt tue, im Nichtzweifeln an dem, was ich nicht sehe, ist immer ein *Wunder*. Das wird um so deutlicher, je dichter der Nebel ist. Oft wundern wir uns ja dann ja auch wirklich über uns selbst, und auch andere wundern sich und bewundern unseren Mut. Das Wunderbare ist nicht die Ermutigung, die von außen kommt, sondern dass ich mich trotz der Dunkelheit ermutigen *lasse*, dass ich also Mut und Sinn *finde* und mir das so überzeugend glaubwürdig begegnet, dass ich mich tatsächlich wieder aufraffe und weitergehe.

Wer weiß, vielleicht sind es ja wirklich nur noch ein paar wenige Schritte bis zum Ende des Tunnels? Vielleicht muss ich nur noch um einen Felsvorsprung herum, der den Ausgang noch verdeckt? Vielleicht ist ja die glatte kahle Wand, vor der ich stehe, nichts weiter als dieses Hindernis, und ich habe bloß noch nicht gemerkt, dass der Weg die Richtung ändert? Also gehe ich weiter. Und ich träume davon, wie es sein wird, wenn das finstere Tal hinter mir liegt. „Mir wird nichts mangeln“, sagt Psalm 23. „Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser.“ Ich gehe weiter, motiviert durch die optimistische Vorstellung davon, was das ist für mich menschliches Schaf: Grüne Weide, frisches Wasser. Ja, ich habe meine konkreten Erwartungen davon, und wenn ich sie nicht hätte, würde ich aufgeben und sitzenbleiben.